

Schweiz

Wirren um die «Basler Zeitung»

BaZ-Deal wirft Fragen auf

Tito Tettamanti behauptet, er habe Gewinn gemacht. Moritz Suter sagt unterschwellig das Gegenteil. Und in Basel fragt man sich: Wie hat Suter – wenn überhaupt – die «Basler Zeitung» bezahlt?

Maurice Thiriet

Nach dem Freudentaumel über die vermeintliche Vertreibung Blochers ist in Basel gestern das Werweissen über die Hintergründe des Deals angelaufen. Die Hauptakteure trugen massgeblich ihren Teil dazu bei. Gleich nach Bekanntwerden der Transaktion verkündete Moritz Suter, er habe sämtliche Aktien der National Zeitung und Basler Nachrichten AG übernommen. Und tonte an, dass die Vorbesitzer Tito Tettamanti und Martin Wagner Geld verloren hätten.

«Das Unterfangen ist ein riesiges Risiko, da kann man nicht mehr viel Geld verlangen. Davon können Sie ausgehen», sagte Suter gegenüber dem «Bund». Tettamanti hingegen liess die Basler gestern über Radio RSI wissen, dass er aus dem Geschäft «einen kleinen Gewinn erzielt» habe. Es sei aber «nicht das Geschäft seines Lebens gewesen».

Welche Version stimmt, muss vorderhand offenbleiben. Undurchsichtig bleibt auch Suters Finanzierungsmodell. Sämtliche Beobachter sind sich einig,

dass Moritz Suter das Geld für den Kauf nicht alleine aufgebracht haben kann. Während eines Gerichtsprozesses (es ging um den Absturz einer Crossair-Maschine in Bassersdorf) gab Suter 2008 an, rund 8,5 Millionen Franken Vermögen zu haben und jährlich 450 000 Franken zu verdienen. Die niedrigsten Schätzungen des Preises, den Tettamanti und Wagner für die «Basler Zeitung» exklusive Schulden bezahlt haben, liegen bei rund 50 Millionen Franken. Selbst wenn Tettamanti und Wagner Suter den Konzern um die Hälfte ihres Einsatzes billiger überlassen hätten, müsste Suter 25 Millionen bezahlt haben. Dafür könnte er mit seinem Vermögen keine Sicherheit bieten.

Die «Daig»-These

Auf Onlineportalen kursierten erste Vermutungen, wonach der Basler «Daig» Suter unter die Arme gegriffen habe. Rudolf Maag, der schwerreiche Gründer des Medizinalunternehmens Synthes, wurde als möglicher Investor genannt,



Moritz Suter

Der Gründer der Fluggesellschaft Crossair sagt, er habe die BaZ für ein Butterbrot gekriegt und habe keine Gönner im Rücken; das wird weitherum bezweifelt.



Tito Tettamanti

Der Financier und ehemalige Tessiner Justizminister sagt, er habe mit der Transaktion der BaZ zu Moritz Suter einen «kleinen Gewinn» gemacht.

aber auch Marcel Ospel oder Thomas Straumann, der mit Zahnimplantaten reich geworden ist. Allen ist gemeinsam, dass sie mit Suter im hochkarätig besetzten Stiftungsrat des Patronatskomitees Basler Kunstmuseen sitzen.

Suter selbst bestreitet auf Anfrage des «Bund», dass er Gönner oder Mäzene im Rücken habe. «Die machen solche Sachen in der Regel nicht», sagte er. Für die Mäzenen-These spricht, dass gemäss Recherchen des «Bund» Suters ehemalige Crossair-Verwaltungsrätin und gute Freundin Elisabeth Simonius «die Sache

mal angeschaut hat», wie es eine gut informierte Person ausdrückt. «Die Sache» sei auch unter anderen treuen Wegbegleitern Suters «herumgegangen». Mit welchem Resultat, ist jedoch unklar.

Die Strohmann-These

Zwei voneinander unabhängige Beobachter bezeichneten gegenüber dem «Bund» auch die Darstellung vom Ablauf des Deals durch Suter und Wagner insgesamt als unglaubwürdig. «Suter hat nicht genug Geld. Und für die Über-

nahme einer solchen Riesenkiste liegt weniger als ein Monat Prüfzeit gar nicht drin. Entweder war der Deal von langer Hand vorbereitet, oder aber die Eigentumsverhältnisse haben gar nicht geändert», sagt einer der Informanten. Suter bleibt bei seiner Version, dass die Aktien zu 100 Prozent sein Eigentum seien. Wie er das gemacht hat, sagt er nicht. «Weiter kann ich auch keine zusätzlichen Angaben zu der Konstruktion der Finanzierung machen», sagte Suter.

Dass er keine Due-Diligence-Prüfung (sorgfältige Prüfung) durchgeführt habe, räumt Suter ein und streicht dafür seine Risikobereitschaft heraus. «Wenn wir keine Risiken mehr eingehen, dann machen wir ja nicht einmal mehr Kinder», sagte Suter gegenüber Radio DRS und bat die Leser der «Basler Zeitung», ihm bezüglich der undurchsichtigen Eigentumsverhältnisse einfach zu glauben: «Man muss mir vertrauen. Ich vertraue den anderen auch. Wenn wir uns nicht mehr vertrauen können, müssen wir ganz aufhören.»

Ein Prediger, von Gott verlassen

Markus Somm war Tettamantis und Blochers Mann in Basel. Nun sind seine Gönner weg. Und Somm muss ums Überleben kämpfen.

Constantin Seibt

Es gibt das Sprichwort: «Geld ist wie ein falscher Freund. Sobald du Probleme hast, verlässt es dich.» Es gilt auch für Multimillionäre.

Nur zehn Tage Protest genügten, damit der superreiche Investor Tito Tettamanti und sein Anwalt Martin Wagner die «Basler Zeitung» nach wenigen Monaten wieder verkauften. Zurück blieb ein geplatzter Traum von der Errichtung eines konservativen Medienimperiums. Und der einsame Mann, der es hätte umsetzen sollen: der Chefredaktor Markus Somm.

Somm sagte dazu gestern nicht viel. Nur den trockenen Satz: «Ich werde weiter im Hotel wohnen.» Frau und Kinder seien gegen einen Umzug nach Basel.

Er sah das Licht

Unter den Journalisten – meist Spötter, Zweifler, Routiniers – ist Markus Somm eine Ausnahme. Freunde und Feinde sagen dasselbe über ihn: «Ein Überzeugter», «der geborene Missionar» oder: «Er hat das Licht gesehen.»

Seit fast 20 Jahren ist Somm Journalist. Die erste Hälfte schrieb er linke Kommentare im «Tages-Anzeiger», danach rechte in der «Weltwoche». Er gilt als kaltblütigster Schreiber in der Branche. Als Korrespondent im «Tages-Anzeiger» ging er abends um sieben seelenruhig noch kurz ins Café, obwohl er noch keine Zeile seiner drei Artikel geschrieben hatte. Und in der «Weltwoche» erledigte er lange Mahnartikel an FDP oder SP an einem Nachmittags. Seiner Sprache tut das nichts an: Sie ist bruchlos elegant, lebendig, mit Rhythmus, getrieben von einer stets gleich hohen Dringlichkeit.

Somms Themen, egal, ob als Linker oder als Rechter, sind stets dieselben: «Schweizer Politik. Deutsche Politik. Amerikanische Politik», so ein Kollege. «Sonst interessiert ihn nichts. Sein Wissen über Wirtschaft? Fast null. Natur? Ganz null. Internet? Null. Essen und Trinken? Null. Kultur? Null. Nicht einmal Sex interessiert ihn. Vor 1000 Jahren wäre er ein grosser Heiliger geworden. Und wie jeder gute orthodoxe Priester hat er auch fünf Kinder.»

Die Leidenschaft für Politik ist, was seine engen Freunde anzieht und viele

Untergebene entsetzt: Somm diskutiert endlos wie eine Maschine. Seine (auch linksliberalen) Freunde loben seinen Humor, seinen Charme, seine Energie, seine Geselligkeit. Andere, oft Kollegen, haben weder Humor noch Charme kennengelernt: «70 Mal dieselbe Diskussion! Immer darüber, dass die SVP mehr recht hat, als ich angeblich vermute. Immer Politik! Immer Ideologie! Somms Lieblingswaffe ist pure Zermürbungstaktik.»

Und unermüdlich spricht Somm über den Mann, über den er eine 550-seitige Biografie schrieb, und dessen Erscheinen in Basel ihn fast hat stürzen lassen: Christoph Blocher.

Die hundert Tage von Basel

Als Somm vor drei Monaten nach Basel kam, war das Misstrauen gross. Er galt als unverkäuflicher Ideologe. Man wusste, dass Somm sich zuvor verzweifelt überall beworben hatte: bei der NZZ, bei der «SonntagsZeitung», als Chefredakteur des «Tages-Anzeigers».

Dies, weil sein Chef Roger Köppel die Weltwoche längst im Alleingang führt: Es gibt keine Diskussionen mehr, kein Brainstorming, nur noch Befehle: auch für Vizechefredaktor Somm.

Für alle überraschend eroberte Somm (der gegen Proteste Streikbrecher organisiert hatte) die Redaktion schon am ersten Tag: Dadurch, dass er sofort am Dienstpult stand und Ideen lieferte. Und am nächsten Morgen – anders als seine Vorgänger – «die erste interessante Blattkritik seit Jahren hielt.»

Nach einer Woche war die Redaktion begeistert. Doch drei Monate später forderte sie in einem Protestbrief geschlossen seine Absetzung. Warum? Der Grund dafür war zunächst: Als Chef war Somm bereits in der «Weltwoche» gefürchtet. Fast nie da, immer spät, immer improvisierend. Und nur an Politikartikeln interessiert. In einem kleinen Blatt klappte das. In einer Maschine wie der BaZ löste es Katastrophen aus, wenn etwa um halb sieben klar wurde, dass Somm die Bestellung des Frontkommentars schlicht vergessen hatte. Und dann trat Somm als Chef schnell im gleichen Stil wie sein Peiniger Köppel auf. Er änderte im Alleingang per Dekret das Layout und setzte



Im «Tages-Anzeiger» schrieb er linke, in der «Weltwoche» rechte Kommentare: der neue BaZ-Chefredaktor Markus Somm. Foto: Michael Buholzer (Reuters)

einen rechten Kolumnisten auf die Front: Max Frenkel, den Lieblingskommentator des Investors Tettamanti. Frenkel beleidigte sofort die Basler als «Volksrepublik», voller «Beamten und Lehrern». Dazu, nun meistens abwesend, pflasterte Somm die BaZ mit Kommentaren im Dutzend zu: alle SVP pur. Gleich dreimal etwa gegen die SP-Steuerinitiative. Er begründete das damit, die Redaktion habe «ja eine Kampagne für die SP» geführt. Da habe er Gegensteuer geben müssen. Die Redaktion war verblüfft, dass Somm sie pauschal für links hielt. Und seine Rolle als Chef als ihr politischer Gegner sah.

Schliesslich flog auf, dass Tettamantis BaZ-Berater Christoph Blocher hiess. Das Basler Publikum tobte: 1600 Abonnemente wurde abbestellt. Somm sagte der Redaktion kühl, er müsse sich «nicht von Blocher distanzieren», da er mit Blocher «die gleiche Meinung» teile. Also besteh-

keine Gefahr, dass Blocher Einfluss nehme: Er selbst sei ja der «Statthalter Blochers». Danach hatte er sogar den unpolitischen Sportbund gegen sich.

Ein Mann mit Brille

Nun sind Tettamanti und Blocher Geschichte. Der neue Besitzer heisst Moritz Suter – ebenfalls ein Rechtsbürgerlicher, aber sonst in allem das Gegenteil von Somm: ein Gesellschaftslöwe, Bon vivant und trickreicher Pragmatiker, so ideologisch wie eine Katze.

Somm wird sich für Suters Basel neu erfinden müssen. Das hat er schon mal: Um 2003 als er sich vom Linksliberalen in einen Nationalkonservativen wandelte. Sehr radikal war Somm zwar nie: Eine Sendung bei Radio «Lora» war der Höhepunkt seiner Subversion. Und auch als «Weltwoche»-Publizist blieb Somm zivil. Durch seine Neigung zum Exkurs war

seine propagandistische Kraft immer beschränkt: Zur Blocher-Biografie etwa stellte Blocher selbst fest, dass der Leser sich oft frage, «wo der Blocher geblieben ist». Und auch Christoph Mörgeli kritisierte, man hätte mehr am «Beispiel Blocher» bleiben sollen, statt kapitelweise über die FDP oder die amerikanischen Neokonservativen zu schreiben.

Somms Konversion geschah nach einem Semester in Harvard, wo er feststellte, dass die smarte Avantgarde dort rechts stand. Zur Neuerfindung genügte dann, mit «mit glühenden Ohren» Hayek zu lesen. Und, so die Legende, enorme Taxispesen zwischen Redaktion und Herrliberg zu machen.

Nur diesmal wird es schwieriger. Denn links-rechts war nur eine Frage des Inhalts. Somms Stil blieb aber seit dem Gymnasium härtnackig derselbe: Damalige Freunde schildern ihn als blitzschnell, mit grosser Lust am Ärgern der Leute, die er für zu weich hält, (Somms private Sprache ist auffallend grob), dabei oft dozierend. Er war und ist ein Leherkopf der unablässigen Zensuren.

Somms Problem für einen erfolgreichen Journalimus in Basel liegt genau darin: die lebenslange Politik-Brille. Wie Kollegen erzählen, sieht er sämtliche Artikel als politische Handlungen. Einer über Biotom ist links, einer über Atomstrom rechts. Einer über alleinerziehende Mütter links. Einer über Scheidungsväter rechts. Die Folge ist ein politischer Dauerkrieg, den eine «Weltwoche» knapp lukrativ führen kann – eine Stadtzeitung aber nicht.

Im Prinzip bleibt Somm, nachdem Tettamanti und Blocher ihn verlassen haben, nur eine Chance: Priesterrobe und Brille abzulegen. Nicht zu urteilen. Sondern nur hinzusehen. Und schreiben, was man dann sieht.

Anzeige



Adrian Amstutz
Nationalrat SVP

«Die Steuerinitiative führt zu höheren Steuern. Das gefährdet die wirtschaftliche Erholung und Arbeitsplätze.»

SP-Steuerinitiative
NEIN

www.steuerinitiative-nein.ch

Bernisches Komitee «Nein zur SP-Steuerinitiative», Postfach 1314, 3401 Burgdorf